



IM SÜDEN DES NORDENS DES WESTEN

Selbst die Drau hält die Schnauze, fließt dahin, geht ins Knie, lautlos, schlüpft glatt zwischen den Kiesbänken hindurch. Die Sonne pumpt. Darrende Stille über den Maisfeldern. Kein Wind, nichts, niemand. Stummelschatten des Kirchturms auf dem Dorfplatz wie ein riesiges Kondom; das bunte Geflecht von Sesseln dörrt im leeren, schattenlosen Gastgarten. Daneben die Fleischerei. Schweigen. Man spürt die Angst, das Gehorchen und die lauernde Gewalt. Ein Grenzkaff. Am Fuß der blauen Berge. Wie im Western. Das mexikanische Dorf jenseits der Grenze.

Oder anders. Kurze, schattige Waldstrecken, schmale Brücken über nicht sichtbare, aber nach Kühle und feuchtem Waldboden duftenden Bächen. Ortsschilder mit Namen von umwerfender Eindringlichkeit: Gotschuchen, Maria Öd, Dullach, Dobrawa. Vor den Gasthäusern frisch gewaschene Autos. Verwunschen. Das Land.

Mitten am Nachmittag: Der Tod.

Auf der Straße, wo sonst. Die Jugend will schnell sterben. Abseits der Kurve, am Rande eines abgeernteten Feldes eine graue Plastikdecke die den entzweigerissenen Leib eines Motorradfahrers bedeckt. Der andere, der Unfallwagen, ist bereits abgeschleppt. Das Tausendkubikmotorrad liegt auf der Seite im Gras. Ein Bauer auf dem Feldweg, ein Zeuge, auf die Sense gestützt, nachdenklicher als der Tod, und seine Frau neben ihm murmelt einen Rosenkranz. Weiter hinten, die geduckten „Keischen“ und in der Ferne der Kirchturm von St. Jakob und nicht das Fitzelchen einer Wolke im weichen, himmeltraurigen Blau.





Dann, später, der Fürst. Alter Adel, groß, hager und in Begleitung zweier Vorstehhunde, die nervös an den Straßenrändern herumschnüffeln, während der „Fürst“ - geknechtet von der speziellen Neurose seines Standes - auf der Suche nach einer Erhöhung des Geländes ist. Das ist sein Tick: Höher stehen als die anderen. Es fällt einem bereits bei der ersten Begegnung auf. Er geht so weit, dass er sich, wegen der gerade nicht zur Verfügung stehenden Erhebungen, wippend auf die Zehenspitzen stellt. Interessanter Tick, sagt jemand.

Die Abenddämmerung bricht an mit dem Heulen der Motoren, geht über in die samtene Dunkelheit mit dem Gelächter und dem Schreien unter der Linde im Gastgarten. Motorräder wischen dröhnend vorbei und die Augen der Jugend folgen ihnen bis an die Kante des Gasthauses, alle. Hier möchte man nicht schwul sein.

Im Laufe des Abends, kleine Raufereien, fast in homöopathischen Dosen. Die Zeiten haben sich geändert. Auf den Schlag folgt jetzt die Anzeige. Aber gefickt wird noch immer. Hinter dem Haus, am Pool, eine schnelle Nummer im Sitzen. Und Saufen. Und Brüllen. Und Röhren.

Aber dann, spät in der Nacht, doch noch eine beeindruckende Szene. Am Stammtisch die Jäger im Loden, die Schweinewurstfinger am Bierglas, der Bluthochdruck in den Visagen, ausufernd von feisten Genicken. Die - kleine Vermögen kostende - Ferlacherflinten abgelegt, irgendwo. Und als er herein kommt verstummen die dicken Zungen. Höchstspannung. Die Dorfkneipe steht unter Strom. Er stellt sich an die Bar und redet mit meinem Begleiter, den er kennt.

Er ist der Wilderer. Und die am Tisch wissen es. Ihre Blicke dringen in seinen Rücken, während er in seiner Rede





Beleidigungen ausstösst. Manchmal wendet er sich seitlich zu ihnen hin, damit sie den Hohn besser mitbekommen. Es riecht nach Massaker. Aber auch nach Angst. Die honorigen Jäger, sie haben Schiss. Er ist der Wilderer. Er ist jung und er ist stark.

Es ist wie in einem alten Heimatfilm. Hier ist alles wie in einem alten Heimatfilm: Die Stille, der Fluss, die Angst, die Sprachlosigkeit, das Untertanentum, der durchgeknallte Fürst, der schnelle, wahllose Tod, die geile Jugend, die Jäger und jetzt der Wilderer.

Der Film gefällt allen. Immer wieder.

Die andern sind längst weg. Oder hängen am Kreuz der Kreuzstöcke (Marterl) in den Feldern.

Schwamm drüber.

